

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **75 (1995)**

Heft 1

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ludger Lütkehaus

DIE WIEDERKEHR DES DIONYSOS

Akademisches und Nichtakademisches zum vergangenen Nietzsche-Jahr

Die Forschung kehrt zum jungen Nietzsche zurück, und Otto A. Böhmert hat ein Satyrspiel auf den späten geschrieben.

Eigentlich hatte er sehr solide angefangen, der «kleine Pastor», als Mustersohn, Musterschüler, Musterstudent, Musterprofessor, frühreif, frühberufen ganz ohne akademische Initiation. Auch später war er immer vorbildlich geblieben, zuvorkommend, bescheiden im Auftreten, einfach sehr kultiviert.

In dem, was er schrieb, war er allerdings immer radikaler geworden. Erst hatte er einen «tollen Menschen» gespielt, der zum Mörder geworden war: «*Gott ist tot*», tönte seine Posaune des Jüngsten Gottesgerichts. Dann hatte er «*am 30. September 1888 der falschen Zeitrechnung*» ein förmliches «*Gesetz wider das Christentum*» erlassen, das diesem «*Laster*» den Todkrieg erklärte. «*Christen und andere Nihilisten*» – wer sonst hätte sie jemals in einem Atem zu nennen gewagt – sollten nichts mehr zu lachen haben. Alle überlieferten Werte, Gut und Böse, Wahr und Falsch, Schön und Hässlich, hatte sein philosophischer Hammer in Stücke geschlagen. Und bevor er in den ersten Januartagen des falschen Jahres 1889 selber toll wurde, hatte er mit immer schrillerer Stimme gerufen: «*Ecce homo*», «*seht diesen Menschen!*» – ihn, der nach seiner eigenen Einschätzung der Grösste war: das philosophische Geschick von Jahrtausenden.

Der Sprachkünstler der deutschen Philosophie

Friedrich Wilhelm Nietzsche, einer der üblichen kleinkarierten Grosssprecher?

Auf jeden Fall ist er nach der jahrzehntelangen Exkommunikation, die dem Nietzsche-Missbrauch des Nationalsozialismus folgte, heute zum weltweit meistdiskutierten Philosophen geworden. Natürlich hat dazu die Aura seines Lebenslaufes reichlich beigetragen, der nach der frühen akademischen Karriere über das schmerzensgepeinigte Wanderdasein eines Steppevolkes schliesslich in den Wahn führte. Seine Schwester, die seine erste und erfolgreichste Marketing-Strategin und Manipulatorin wurde, hat daraus ihr Kapital geschlagen. Aber für Nietzsches unvergleichliche Präsenz in der Gegenwartsphilosophie gibt es auch solidere Gründe.

Vielleicht sogar noch vor *Schopenhauer* ist er *der* Sprachkünstler der deutschen Philosophie. Seine Essays, seine Aphorismen sind Glanzstücke an Eleganz und Prägnanz, tödlich in der Präzision, schneidend die Exekutionen, im übrigen frei von jedem raunenden Tiefsinn, eher leicht zugänglich anmutend, aber so reich an Substanz, dass jede Seite Nietzsche den akademischen Kärrnern genug und übergenug zu tun gibt. Ein Buch wie die «*Fröhliche Wissenschaft*» – sie, nicht die neue «*Bergpredigt*» seines öfter salbadernenden Hohepriesters Zarathustra ist *das* Meisterwerk Nietzsches – war und ist in der deutschen, der Weltphilosophie unerhört. Philosophische Texte lesen – das muss keine Strafe sein.

Das wichtigste philosophische Thema der letzten Jahrzehnte, das seit *Heidegger*,

seit Adorno / Horkheimers «Dialektik der Aufklärung» die Debatte bestimmt und bei den Nietzsche-hörigen Neufranzosen, den Dekonstruktivisten, den Poststrukturalisten, der ganzen «Postmoderne», zum Modethema geworden ist, hat Nietzsche vor- und fast schon zu Ende gedacht: eine Vernunftkritik, die mit dem «Logozentrismus» der europäischen Tradition und den zugehörigen Fortschrittsmodellen radikal aufräumt. Allerdings, wenn die Gurus jeder Provenienz derzeit davon profitieren, dass die Menschen wieder so gerne ihren Kopf in den Sand stecken, hat der Vernunftkritiker Nietzsche ihn stets gerne oben behalten. Wenn die «Gaia»-Mythologien inflationär ins Kraut schiessen, verkündet Nietzsches Lehre, «der Erde treu zu bleiben», eine strikt weltliche, nie «hinterweltliche» Botschaft.

Vernunft- und Sprachkritik sind bei Nietzsche sehr eng miteinander verknüpft. Lange bevor die Philosophie des 20. Jahrhunderts ihre linguistische Wende nahm, hat er diese vorweggenommen. Mit luziden sprachlichen Mitteln hat er analysiert, dass Sprache immer metaphorisch, immer «uneigentlich» bleibt.

Die leere Welt

Schliesslich das eigentlichste Thema Nietzsches: Wie kann man noch leben, wenn alle bisherigen höchsten Werte sich entwerten; wenn nach dem unwiderruflichen «Tod Gottes» nur noch eine leere Welt übrigbleibt; wenn sich der «Nihilismus» unaufhaltsam vollendet? Wohl gemerkt nicht jener wohlbekömmliche Nihilismus, der für die Wochenendprogramme der Akademien, für die Etüden der professionellen Nihilismus-Überwinder taugt, sondern der Nihilismus als «unheimlichster der Gäste», Nihilismus als Lebensgefahr. Nietzsche hat ihn so lebensbedrohlich empfunden, für sich persönlich wie für alle Welt, dass er ihm nur noch mit seinen forcierten neuen Mythologien beikommen zu können glaubte: dem «Übermenschen», dem «Willen zur Macht», der «Ewigen Wiederkunft». Gegen den Nihilismus versucht Nietzsche zum Zarathustra, zum neuen Dionysos zu werden. Dieser Versuch aber endet im Wahn. Scheitert Nietzsche etwa, weil der Nihilismus tatsächlich unüberwindlich ist?

.....

Die Lesart
der Schwester
wurde wirkungs-
geschichtlich
prägend.

.....

Behält sein Lehrer Schopenhauer am Ende gegen ihn recht? Hat Nietzsche dem Nihilismus mit seiner Idee der «Ewigen Wiederkunft des Gleichen» nicht selber «das grösste Schwergewicht» gegeben: die vermeintliche Rettung nur die Besiegelung der Ausweglosigkeit, «das Nichts ewig», die innerweltliche Form der Hölle?

Beunruhigende Fragen, auf jeden Fall keine leichte Kost. Wie erleichternd, dass bei den zahllosen Publikationen zu Nietzsches 150. Geburtstag am 15. Oktober 1994 auch für so manches Satyrspiel gesorgt ist.

Das «Werk» der Schwester

«Der Wille zur Macht interpretiert», heisst es in Nietzsches Nachlass der achtziger Jahre. Er hätte gleich noch hinzufügen sollen: «Der Wille zur Macht ediert.» Die Herausgebertätigkeit von Nietzsches Schwester, Elisabeth Förster-Nietzsche, von ihm als «Lama» dem sarkastischen Ange- denken anvertraut, belegt das auf drastische Weise. Zupackend, willensstark, ohne Skrupel und ohne jeden Respekt vor dem überlieferten Text, dafür begabt mit beträchtlichen kriminellen Energien, war sie der Inbegriff einer Anti-Philologin. Was sie mit dem hie und da immer noch fälschlich für ein Werk Friedrich Nietzsches gehaltenen «Willen zur Macht» an Manipulation geleistet hat, ist schon stauenswert.

Noch eindrucksvoller ihre Briefeditionen. Da hat sie nicht nur wie bei diesem Mach(t)werk zusammengefügt, auseinandergerissen, umgestellt, weggelassen, betitelt und umgetitelt, wie es ihr gerade passte; da hat sie auch rasiert, radiert, korrigiert, dass es eine Art war. Das von ihr 1894 in Weimar begründete Nietzsche-Archiv: eine Fälscherwerkstatt.

Und die Lesart der Schwester wurde wirkungsgeschichtlich prägend. Als sie in den dreissiger Jahren wiederholt Hitler in der Weimarer Villa Silberblick, dem letzten Aufenthaltsort Nietzsches, empfing, war der Ruf Nietzsches als Prophet des Nationalsozialismus konsolidiert: die «blonde Bestie», zunächst braun eingefärbt, dann mit dem schwarzen Totenkopf als Emblem, der Befreier Zarathustra als Mentor des KZ-Systems.

Erst die Editionen des österreichischen Nietzsche-Forschers Karl Schlechta in

den fünfziger Jahren, dann vor allem die Nietzsche-Ausgabe von *Giorgio Colli* und *Mazzino Montinari*, beide erklärte Faschismus-Gegner, haben für die fälligen Korrekturen der schwesterlichen Retouchen gesorgt. Die Schlechta-Ausgabe ist jetzt noch einmal wiederaufgelegt worden, wohl eher aus kommerziellen verlegerischen Gründen, denn ihre Pflicht als bahnbrechende Übergangsausgabe hat sie längst getan. Die heutige Standardausgabe ist die historisch-kritische von Colli/Montinari, die in gebundener Form im Berliner de Gruyter Verlag erscheint. Auch sie ist noch keineswegs vollständig. Es ist irreführend und ärgerlich, wenn die ebenso gute wie schöne, zu Recht vielverkaufte kritische Studienausgabe von Colli/Montinari im Taschenbuch unter dem Titel «Sämtliche Werke» firmiert, aber sofort einräumen muss, dass es sich nur um den philosophischen Nietzsche ab 1869 handelt. Der gravierende Unterschied zwischen «gesammelten» und «sämtlichen Werken» interessiert heute offenbar nur noch die Pedanten von der Philologen-Zunft.

Aus dem philosophischen Nachlass ab 1869 – dem wichtigsten Stück der Colli-Montinari-Ausgabe – hat jetzt *Heinz Friedrich* mit einer kundigen Einleitung zusammengestellt, was ihm als «*Weisheit für Übermorgen*» geeignet scheint. Bei Nietzsche geht es eben nicht ohne ein «Über» ab. Vom «Übermenschen» zum «Übermorgen» – lauter «*Vorspiele der Zukunft*», fragt sich nur, welcher.

Für Nietzsches, wie es scheint, «unphilosophische» Vergangenheit vor 1869 ist man nach wie vor auf jene erste historisch-kritische Ausgabe angewiesen, die 1934 im Weimarer Nietzsche-Archiv begonnen wurde. Erstaunlicherweise noch unter der Leitung der 1935 gestorbenen Schwester wurde man dort nun philologisch seriös.

Fünf voluminöse Bände mit den Schriften der Schüler-, der Studenten-, der Militärzeit sind bis 1940 im Münchner C. H. Beck Verlag erschienen, bevor im Strudel der 1000 Jahre auch Nietzsche für eine Zeitlang unterging. Jetzt sind die nur noch antiquarisch und in den Bibliotheken verfügbaren Bände in einem fotomechanischen Nachdruck desselben Verlages wiederaufgelegt worden. Der Deutsche Taschenbuch-Verlag, bei Nietzsche seit je



Lou Salomé Paul Rée, Friedrich Nietzsche (1882). Zürich, Stiftung für Photographie.

engagiert, hat in kurzem Abstand eine wohlfeilere und etwas leichtgewichtiger Taschenbuchausgabe folgen lassen. Die Fehler der Vorlage werden bei den Nachdrucken leider mitgeschleppt. Aber einstweilen wird so doch eine meist gar nicht bekannte grosse Lücke aller bisherigen Nietzsche-Editionen geschlossen.

Doch auch Elisabeth Förster-Nietzsches Verdienste sind hier nicht zu leugnen. Ohne ihre fanatische Sammelleidenschaft, motiviert durch heftigste geschwisterliche Liebe, wäre uns eine Fülle psychologisch und auch schon philosophisch höchst aufschlussreicher Zeugnisse des frühreifen, früh grossen «kleinen Fritz» entgangen. Nur zwei Beispiele: Ein Aufsatz des 18jährigen Nietzsche über «Willensfreiheit und Fatum» führt das, was den Menschen widerfährt, auf den unbewusst operierenden Willen zurück. Die Seele ist der unbewusste Macher aller Gegebenheiten: tiefenpsychologische «Schicksalsanalyse» avant la lettre. In einem zweiten Aufsatz über «Fatum und Geschichte» setzt sich der um diese Zeit noch für fromm gehaltene «kleine Pastor» mit den entwicklungshemmenden Einflüssen der Kindheit auseinander:

«Wenn wir mit freiem, unbefangenen Blick die christliche Lehre und Kirchen-

geschichte anschauen könnten, so würden wir manche den allgemeinen Ideen widerstrebende Ansichten ausspre(c)hen müssen. Aber so, von unsern ersten Tagen an eingengt in das Joch der Gewohnheit und der Vorurtheile, durch die Eindrücke unsrer Kindheit in der natürlichen Entwicklung unsers Geistes gehemmt und in der Bildung unseres Temperaments bestimmt, glauben wir es fast als Vergehn betrachten zu müssen, wenn wir einen freieren Standpunkt wählen, um von da aus ein unparteiisches und der Zeit angemessenes Urtheil über Religion und Christentum fällen zu können.

Ein solcher Versuch ist nicht das Werk einiger Wochen, sondern eines Lebens (...)

Es stehen noch grosse Umwälzungen bevor, wenn die Menge erst begriffen hat, dass das ganze Christenthum sich auf Annahmen gründet; die Existenz Gottes, Unsterblichkeit, Bibelautorität, Inspiration und anderes werden immer Probleme bleiben. Ich habe alles zu leugnen versucht: o, niederreißen ist leicht, aber aufbauen! Und selbst niederreißen scheint leichter, als es ist; wir sind durch die Eindrücke unsrer Kindheit, die Einflüsse unsrer Eltern, unsrer Erziehung so in unserm Innersten bestimmt, dass jene tief eingewurzelten Vorurtheile sich nicht so leicht durch Vernunftgründe oder blossen Willen herausreißen lassen.»

Zwei Jahrzehnte später ist auch für Nietzsches inständigen Atheisten, den «tollen Menschen» der «Fröhlichen Wissenschaft», die Botschaft vom Tod Gottes noch nicht richtig bei den Menschen angekommen. Und er selber weiss nicht, ob er einen Verlust beklagen oder die Befreiung von dem bisher «grössten Schwergewicht» feiern soll...

Der gesteigerte Nietzsche absconditus

Seit etlichen Jahren schon hat sich die Nietzsche-Forschung auf diese frühen Zeugnisse konzentriert. Die Anfänge haben für die Interpreten immer eine eigene Faszination – nicht zuletzt deswegen, weil sie sich manchmal in ihnen wiederzuerkennen glauben. Erst später wird die Demarkationslinie zwischen den tragischen Lieblingen der Götter und den glücklicheren, langweiligeren, unfruchtbareren Verwaltern der Normalität in aller Schärfe gezogen.

Alle vertrauten Identitäten werden erschüttert: das ist die wahre, die realistische Subjekt- und Identitätskritik.

Der Dortmunder Nietzsche-Forscher Hermann Josef Schmidt legt nun gar eine Untersuchung zu Nietzsches Kindheit und Jugend vor, die mit ihren vier Bänden und 2520 Seiten den «Frühen Schriften» an Quantität fast gleich ist. Die frühen Texte werden freilich nicht unmittelbar wörtlich genommen. Schmidt geht von der Voraussetzung aus, dass ein Kind, das sich aus seiner familiären, religiösen Umwelt herausentwickelt, nur indirekt, mit verstellter Stimme sprechen kann. Man muss also die Spuren des verborgenen jungen Nietzsche, des «Nietzsche absconditus» dechiffrieren lernen, wenn man seine Selbstbefreiung von der Mitgift seiner «christogenen Neurose», den Prozess der Selbstaufklärung wirklich nachvollziehen will:

«Wie ein Kind erschreckt entdeckt, wer es geworden ist, seine christliche Erziehung unterminiert und in heimlicher poetophiler Autotherapie erstes eigenes Land gewinnt.»

Die «poetophilosophische Autotherapie», nun ja; aber sonst ist das methodische Konzept schlüssig. Nietzsche ist immer, auch wenn er frei sprechen kann, vielstimmig zu lesen, mit Gegen- und Unterstimmen, wieviel mehr hier.

Diesen Selbstbefreiungsprozess zeichnet Schmidt instruktiv nach. Die Begegnung mit den Griechen, ihrer tragischen Erkenntnis, rückt dem alten christlichen Gott schon früh zu Leibe. Die muffige «Naumburger Tugend», das Musterschülerdasein in Schulpforta wird von vitaleren, freieren Kräften erschüttert, die der Geist des Fleisches: die aufbrechende Sexualität, inspiriert. Die Gottes- und Weltverdüsterung, die der kleine Nietzsche beim Tod seines Vaters, dann seines jüngeren Bruders erlebt, wird extensiv beschrieben. Alle vertrauten Identitäten werden erschüttert: das ist die wahre, die realistische Subjekt- und Identitätskritik. Vom «Attentat Gottes» zum Mord an ihm führt der Weg: Auge um Auge, Zahn um Zahn. So kann man diese Biographie konstruieren.

Aber der Autor hat auch keine Gelegenheit ausgelassen, eigene Glaubensbekenntnisse im Übermass zu liefern und dabei stets reichlich von sich zu sprechen, wo die Sache der Aufklärung gefordert ist. Selbst den hartnäckigsten Sympathisan-

ten der religionskritischen Aufklärung macht er das Lesen schwer. Er ist von einer wahren Dechiffrierungswut befallen. Wie in Nietzsche-Dingen offenbar nur schwer vermeidlich, muss immer noch eins draufgesetzt werden. Der «Nietzsche absconditus», das «Spurenlesen» reicht nicht, ein «Nietzsche absconditissimus», ein verborgenster Gott muss her, dem natürlich nur ein «heterodoxes Spurenlesen», nein: ein «metaheterodoxes Meta-», wenn nicht «Metametaspurenlesen» – ja, Sie haben richtig gelesen – gerecht werden kann. Wie anders soll man den kindlichen Kryptoatheisten herauspräparieren?

Hat die Raffinesse des Autors einen allerchristlichsten Härtetest auf Langmut und Geduld des Lesers beabsichtigt? Das Buch ist jedenfalls wahrhaft abschreckend geschrieben. In ausufernden Pseudo-Dialogen mit dem Leser soll jeder mögliche Einwand vorweggenommen werden, obwohl selbstverständlich jede Interpretation nur eine perspektivische Interpretation von mehreren möglichen bleibt. Mein Gott, wie hat noch Nietzsche formuliert: wie offen und ungeschützt, bei seinen Angriffen immer auf grösstmögliche Angreifbarkeit bedacht.

Oder ist dieses Buch gar – Pendant zur «poetophilosophischen Autotherapie» Nietzsches – eine «akademophilosophische Autodestruktion»? Ein durchaus legitimes Anliegen, und gute Forschungsergebnisse kann man schwerlich gründlicher sabotieren.

Ein Gott, der das Leben nicht kreuzigt

Den Weg zurück, zu den Anfängen beschreiten auch einige andere Publikationen des Nietzsche-Jahrs. Der Altphilologe *Manfred Landfester* hat alle Schriften Nietzsches zur Literatur und Philosophie der Griechen aus der Basler Professorenzeit (zum Thema «Nietzsche und die Schweiz» jetzt auch ein vorzüglicher Ausstellungsbildband) zusammengestellt und eingehend kommentiert, nicht ohne kritischen Akzent. Gegen die in der Postmoderne so modern gewordene unhistorische Lesart, die sich natürlich auf Nietzsches antihistorische Affekte berufen kann, soll wieder stärker historisiert werden. Das ist bei Nietzsches erstem grossem Buch «Über



*Nietzsche-Haus
in Sils-Maria.*

den Ursprung der Tragödie aus dem Geist der Musik» sehr angezeigt. Was hat er mit dem nur scheinbar so klaren polaren Begriffspaar des «Apollinischen» und des «Dionysischen» nicht an Bildungsgerede ausgelöst! Unter der «Kapuze des Gelehrten» Schopenhauer und *Wagner*, seine neuen Götter, mit den Griechen verwechselnd, hat er die unselige deutsche Leidenschaft für das Typologisieren fatal ermuntert. Das eigene Urteil im «Versuch einer Selbstkritik» von 1886 konnte nicht schärfer sein:

«... das Buch, in dem mein jugendlicher Muth und Argwohn sich damals ausliess... aufgebaut aus lauter vorzeitigen übergrünen Selbsterlebnissen – heute ist es mir ein unmögliches Buch. Ich heisse es schlecht geschrieben, schwerfällig, peinlich, bilderwütig und bilderwirrig, gefühlsarm... ohne Willen zur logischen Sauberkeit, sehr überzeugt und deshalb des Beweisens sich überhebend...»

Allerdings hat Nietzsche schon hier jenen Gott entdeckt, der seine wichtigste Identifikationsfigur wurde und dieses scheinbar so zerrissene, von den Interpreten immer wieder periodisierte und auseinanderdividierte Denkerleben eint: Dionysos, den Gott des Rausches und des Wahns, des entfesselten Triebs, des Exzesses, den Widervernünftigen, Amoralischen, der die Wertetafeln zerschlägt, die Grenzen der Individuen zerbricht, Mensch und Mensch, Mensch und Natur, Gott, Mensch und Tier im Liebestaumel vereint; Dionysos, den grossen Gegenspieler des Gekreuzigten – so Nietzsches letztes Evangelium; auch er zwar ein Gott des Leidens, aber einer, der das Leben nicht kreuzigt,

um es vom Leiden zu befreien, sondern einer, der das orgiastische, schöpferische Leidensleben will und immer wieder will. Bis zu seinem Zusammenbruch in Turin und darüber hinaus will Nietzsche der Wiederbringer, der Jünger, mehr: die Reinkarnation des Gottes werden.

Wahnsinn ohne tragische Konsequenz?

Werner Ross, der in seiner grossen Nietzsche-Biographie die Ängstlichkeit des «Adlers» Nietzsche mit guten Gründen betont hat – des Hochfliegenden, der sich irdisch-allzuirdisch dahinquälte; des sich weit über alle «menschlichen Dinge» hinausphantasierenden Bergsteigers, der es wahrscheinlich nicht einmal zur Besteigung des vier Meter hohen Zarathustrasteines in Sils-Maria brachte –, Ross zitiert diese hellsichtige Passage jetzt in seinem Buch über den «wilden Nietzsche», Untertitel: «Die Rückkehr des Dionysos», einem komplementären Gegenstück zum «ängstlichen Adler». Auch dieser Nietzsche ist lange Zeit immer noch sehr manierlich, verbindlich, zivilisiert geblieben. Er predigt das bei den strukturalistischen und poststrukturalistischen Neufranzosen so beliebt gewordene «wilde Denken», das «gefährliche Leben». Wirklich entfesselt, wie es schon das gegängelte Kind auf seine Weise gerne gewesen wäre, war er erst im Wahn, als Narr und Dichter, als göttlicher Hanswurst, der den gestorbenen Konkurrenten zumindest an Lebendigkeit übertraf. Der Theologe Franz Overbeck, der hilfreiche Freund, der undionysische schockierte Basler Bürger, hat den neuen Dionysos gleich nach dem Turiner Zusammenbruch porträtiert:

«Es kam vor, dass er in lauten Gesängen und Rasereien am Klavier sich masslos steigend Fetzen aus der Gedankenwelt, in der er zuletzt gelebt hat, hervorstiess und dabei auch (...) wunderbar hellsichtige und unsäglich schauerliche Dinge über sich als den Nachfolger des toten Gottes vernehmen liess, (...) Äusserungen des Berufs, der Possenreisser der neuen Ewigkeiten zu sein, und er, der unvergleichliche Meister des Ausdrucks, war ausserstande, selbst Entzückungen seiner Fröhlichkeit anders als in trivialsten Ausdrücken oder durch skurrile Tanzen und Springen wiederzugeben.»

.....

Wirklich
entfesselt, wie
es schon
das gegängelte
Kind auf seine
Weise gerne
gewesen wäre,
war er erst im
Wahn, als Narr
und Dichter,
als göttlicher
Hanswurst.

.....

Overbecks Beschreibung lässt indessen keinen Zweifel daran, dass Nietzsche wirklich wahnsinnig geworden war. Der gestellte Wahnsinn, von dem der Autor der «Morgenröte» spricht (1. Buch, 14. Stück) und den auch Ross manchmal seinem «wilden Nietzsche» unterstellt: das wäre ein moderater Wahnsinn, dem die tragische Konsequenz fehlte, ein kalkulierter, kein entfesselter Wahn.

Ross: «*Er wird wahnsinnig, um endlich wild zu sein?*» – nein, was wäre das auch für eine Wildheit?

Seit den Debatten um *Hölderlin* erfreut sich die Vermutung, der Wahn könne auch taktisch simuliert sein, einer etwas zu modischen Beliebtheit. Den Leiden wird so das «grösste Schwergewicht» genommen, das Nietzsche nie verleugnet hat.

Auch *Otto A. Böhmer* neigt in seinem Nietzsche-Roman «Der Hammer des Herrn» derselben Version wie Ross zu. Er stellt das Zitat aus der «Morgenröte» über die Bedeutung des simulierten Wahns «*in der Geschichte der Moralität*» gleich als Motto voran: Nietzsche, die «*List der Unvernunft*».

Böhmer legt es als literarisch praktizierender Dionysiker allerdings eher darauf an, den Lesern mit den Innenansichten des wahnsinnigen Nietzsche den Boden so unter den Füßen wegzuziehen, alle Grenzen derart zu verwischen, dass man nicht mehr recht weiss, wo und woran man ist, ob beim verrückten Nietzsche in Turin, Jena, Naumburg, Weimar oder beim noch halbwegs vernünftigen Basler Professor, zur Kur in Steinabad oder Marienbad, daselbst mit dem Oberkapellmeister des Kurorchesters, dem berüchtigten Marsch- und Schützenfestkomponisten Richard Wagner, oder in teils authentischen, teils frei erfundenen Liebesgeschichten. Bisweilen klappert auch bei Böhmer die Gelehrsamkeit eines historisch-philosophischen Romans. Umgekehrt erreicht das frei Phantasierte nicht immer die Intensität des dokumentarisch Verbürgten. Und die Massstäbe der Darstellung des Wahns in der deutschen Literatur sind wahrhaftig hoch gesetzt: *Büchners* «*Lenz*» und «*Woyzeck*» etwa sind eine uneinholbare Konkurrenz. Aber Böhmer ist etwas ganz anderes, Eigenes geglückt: ein Roman von einem buchstäblich irrwitzigen Hu-

mor, der von der philosophischen Hanswurstiade bis zur Psychiatrie-Satire alle erdenklichen Register zieht: das würdige Satyrspiel nach den seriösen, den gewichtigen Publikationen des Nietzsche-Jahrs:

Vor kurzem hat ein Hotelier aus Sils zwei Bänke gestiftet, die nun dort oben festgeschraubt sind, nagelneu, und auf Sitzwillige warten. Gut so. An Nietzsches Lieblingsplätzen in der Gemarkung Sils stehen also Bänke; eine Aufmerksamkeit, die ihm gelegen kommt. Beantragt hat er sie nicht, obwohl er sich, allen inneren Bekundungen zum Trotz, doch schon ruhebedürftig fühlt. Ein Greis in den besten Jahren. «Ich habe noch alle Zähne», sagt Nietzsche. Er krümmt sich vor Lachen. Wenn er nur nicht so gnadenlos witzig wäre; in Sachen Humor ist er notgedrungen zum Selbstversorger geworden. Oben, auf der Höhe, bestreicht ihn jetzt eine merkwürdige Wärme. Die Sonne, verborgen hinter feinen Wolkenschleiern, macht Dampf; es ist wie im Sommer, wenn die Fliegen schwirren und die plumpen Schädel der Wanderer zugebrannt werden. Na ja, ganz so heiss ist es denn doch nicht; eben warm nur, ermüdend. Berge und Seen verschwimmen; die harten klaren Konturen sind aufgelöst, ein Summen geht durch die Luft. In der Ferne Glockenklang; ein sehr bescheiden gewordenes Priesterchen läutet zum Gebet, streng nach Vorschrift, und

natürlich wird er froh sein, wenn auch heute wieder keiner kommt. «O mein Gott», ruft Nietzsche, und es kommt kein Echo. «O mein Gott, warum hab' ich dich verlassen. Kamerad, der du für den Himmelsdienst zu alt und für mein Programm auf Erden noch zu unerfahren bist...»

Und ist dann doch noch eingnickt. ♦

.....

Friedrich Nietzsche: Werke in drei Bänden. Hrsg. Karl Schlechta. Carl Hanser Verlag, München 1994. – Friedrich Nietzsche: Frühe Schriften. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1994, 5 Bde, in Kassette, zusammen 2909 S. – Friedrich Nietzsche: Weisheit für Übermorgen. Unterstreichungen aus dem Nachlass (1869–1889). Hrsg. Heinz Friedrich. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1994, 312 S. – Hermann Josef Schmidt: Nietzsche absconditus oder Spurenlesen bei Nietzsche. IBDK Verlag, Aschaffenburg, 4 Bde. 1991–1994, zus. 2520 S. im Schubert. – Friedrich Nietzsche: Die Geburt der Tragödie. Schriften zu Literatur und Philosophie der Griechen. Hrsg. und erläutert von Manfred Landfester. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1994, 697 S. – Nietzsche und die Schweiz, Hrsg. David Hoffmann. Offizin Zürich 1994, 128 S. – Werner Ross: Der wilde Nietzsche oder die Rückkehr des Dionysos. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1994, 200 S. – Werner Ross: Der ängstliche Adler. Friedrich Nietzsches Leben, Neuausgabe, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1994, 830 S. – Otto A. Böhmer: Der Hammer des Herrn. Roman. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1994, 364 S.

SPLITTER

28. 1. – Nachmittags: Besuch von Cordan. Erzählt von seinem Besuch in Berlin usw. – Abends: Korrespondenz. – Genommen (Schluss.)

– Nietzsche. «Dass es nicht darauf ankommt, ob Etwas wahr ist, sondern wie es wirkt –: absoluter Mangel an intellektueller Rechtschaffenheit. Alles ist gut, die Lüge, die Verleumdung, die unverschämteste Zurechtmachung, wenn es dient, jenen Wärme-grad zu erhöhen, – bis man «glaubt.» (Zu verwenden.) (Aber die eigentliche «Lehre» des «Willen zur Macht» wird immer unerträglicher – müsste immer unbrauchbarer werden – wenn man sie wörtlich nehmen wollte.)

aus: KLAUS MANN, Tagebücher 1934–1935, edition Spangenberg, München 1989

Elsbeth Pulver

«TRADITION IST EIN DYNAMISCHER PROZESS»

Eine Ausstellung über Schriftstellerinnen in der deutschsprachigen Schweiz zwischen 1700 und 1945

Jahrhunderte lang war für Frauen in der Schweiz das Schreiben eine, vielleicht die einzige, Möglichkeit, emanzipatorische Traditionen zu bilden. Die Ausstellung «... und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch», in der schweizerischen Landesbibliothek in Bern lässt uns zwanzig bekannte und unbekannt Autorinnen und die Welten, die sie entwarfen, in Wort und Bild wiederentdecken.

Bei diesem Aufsatz handelt es sich um den Text der Eröffnungsadresse der Berner Ausstellung.

Die Autorin Therese Huber (1764–1829). Scherenschnitt von Luise Duttenhofer.

In den ersten Februartagen des Jahres 1959 kam ich, vor dem Kino Jura wartend, mit einer älteren, vielleicht schon alten Frau ins Gespräch. In herzlichem Einvernehmen tauschten wir ein vernünftiges Wort aus über eine Frage, die damals alle, aber kontrovers, beschäftigte. Ich habe die Frau vorher nie gesehen, und schon im Kinosaal verloren wir uns aus den Augen für immer; ein Satz aus diesem Gespräch aber blieb in meinem Bewusstsein, auch er für immer. Aber erwarten Sie jetzt nicht Spektakuläres; es war ein un-

auffälliger Satz. «Nun werde ich es also nicht mehr erleben», sagte die Frau.

Es? Wer so alt ist wie ich oder über ein datensicheres Geschichtsbewusstsein verfügt, weiss auf Anhieb, was dies «Es» war, das die alte Frau nun nicht mehr erleben würde. Am 1. Februar 1959 wurde, zum letztenmal, wie sich herausstellen sollte, das Frauenstimmrecht auf Bundesebene abgelehnt. Und was die Frau wollte, ist klar: jemandem anvertrauen, was dies für sie persönlich bedeutete. Es war nicht wenig.

Doch was soll sie, was soll ihr Satz im heutigen Rahmen? Sie war keine Schriftstellerin, bewahre. Dass sie sich der Sprache bediente für ihre Lebensbilanz und deren Übermittlung, weil eben die Sprache zum Menschen schlechthin gehört und nicht nur zur Literatur, das immerhin verdient eine kurze Beachtung anlässlich einer Ausstellung, in der Sprache, und zwar im weitesten Sinn genommen, eine Art Zentrum darstellt. Sie war, wie gesagt, keine Schriftstellerin, überhaupt keine prominente Frau; und es gibt gewiss Heutige, die ihr vorwerfen, sie hätte nicht das richtige, das heute richtige Bewusstsein; das ändert meinen Respekt nicht. Sie war das, was man damals ein älteres Fräulein nannte. Unser liebes Fräulein Keller, sagte der Chef, dem sie den Laden schmiss, und hoffentlich liess er es zu, dass sie seine Satzzeichen an die richtige Stelle schob.



Nichts Besonderes also, und doch etwas Besonderes, wie sonst hätte sich der Satz über nun 35 Jahre hinweg in meinem Gedächtnis behaupten können, stärker, weil authentischer als das Wort- und Phrasengestöber, mit dem durch die Jahrzehnte hindurch die Zeit an unser Ohr dringt! So dass ich heute jenen 1. Februar 1959 eigentlich nur noch mit den Augen dieser wohl längst Verstorbenen sehe. Was mir vorbildlich scheint: dass sie, diese Unauffällige, in ihre Lebensbilanz nicht nur ihr Privatleben einbezog, dieses übliche «was habe ich erreicht», «wer hat mich gekränkt», sondern diese enge Grenze überschritt und das Öffentliche einschloss, den Prozess der Geschichte, von dem sie ein Teil war. So konkretisierte sich in einem Satz, der ebensogut hätte ungehört verwehen können, für einen flüchtigen Augenblick ein Stück Frauengeschichte, nichts weniger als das. Und indem meine Erinnerung diesen Moment in mein Leben integrierte, wurde daraus ein winziges Element einer weiblichen Tradition. So, meine ich, bildet sich Tradition: indem wir Erfahrenes und Überliefertes nicht nur bewahren, das genügt nicht, sondern integrieren in die Gegenwart als ein störendes oder stärkendes Element.

Frauengeschichte unter dem Aspekt des Schreibens

Wie aus Frauengeschichte Frauentradition wird, über diesen Prozess nachzudenken, dazu bietet die Ausstellung Anregungen und Material in Fülle. Schon das ist ein Grund, sich in sie zu vertiefen. Frauengeschichte, gesehen unter dem Aspekt des Schreibens, des Buches, des Lesens, das sind ihre grossen Themen; und sie bietet mehr, als sie verspricht; das ist ein Kompliment, das man selten machen kann. Sie präsentiert nicht nur Autorinnenporträts, sondern auch deren Hintergrund, bis hin zur Alltagsgeschichte, in der auch meine Gewährsfrau von Februar 1959 einen Platz finden kann. 20 Schriftstellerinnen stehen im Zentrum, aber das Ambiente der Zeit, in der ihr Schreiben stattfand, ist ebenfalls und auf interessante Weise thematisiert, so dass das historische wie das literarische Interesse fast gleichermassen zu ihrem Recht kommen. Ein Thema ist, beispielsweise, das Lesen, dieser wichtige



Nur wenige Autorinnen haben ein Denkmal in der Öffentlichkeit erhalten wie Cécile Ines Loos (1883–1959). Im Sommer 1994 wurde in Basel eine Anlage nach ihr benannt.

Impuls aller Emanzipation – ein Faktum, das die grosse *Marie von Ebner-Eschenbach* zur Bemerkung veranlasste, mit der ersten Leserin sei auch die Frauenfrage auf die Welt gekommen. Auch die berühmten Lesegesellschaften sind ein Thema, dann die Geschichte der Bildung, die Berufsmöglichkeiten, die Bibliotheken, die Saffa, die Landesausstellung, das Radio, die Büchergilde Gutenberg usw.

Querelle des femmes und political correctness

Unter dem Titel «Querelle des femmes» wird auch an den alten Streit über die weibliche Intelligenz erinnert, der noch im 18. Jahrhundert vehement und nur unter zögernder Beteiligung der Frauen geführt wurde: das heisst die mit scheinwissenschaftlicher, eigentlich scholastischer Akribie erörterte Frage, ob Intelligenz und Bildung, ob die ganze Geistseite des Menschen auch zur Frau gehöre, oder ob sie aus ihr ein «monstrum naturae» mache. Schwarzes Mittelalter, tempi passati, mausetot, denken wir getrost bei einem solchen Ausdruck. Aber auch hier zeigt sich, dass das längst Vergangene immer Fragen nach dem Heute und Morgen wecken kann. Wenn man neuerdings in allen Zeitungen liest, dass die menschliche Intelligenz wissenschaftlich in den Genen verankert und festgeschrieben wird, und dass daraus im Land der political correctness auch Konsequenzen auf ethnische Unterschiede gezogen werden, dann haben auch Frauen Grund aufzuhorchen. Und es ist



Die Lyrikerin Gertrud Pfander (1874–1989).

nicht unangebracht zu fragen, ob vielleicht die allerletzten Ausläufer der Querelle des femmes heute nur in den Untergrund gegangen seien und dort versteckt weiterleben, ohne dass sie je in Worte gefasst werden – also gefährlicher, weil ungreifbarer.

Das ist nicht mein Thema. Es ist auch nicht das Thema dieser Ausstellung. Oder vielleicht doch, ebenfalls im Untergrund? Zugespißt gesagt: Die Ausstellung zersetzt, was an archaischen Vorurteilen herumgeistert. Es gehört zu den Vorteilen einer gut gemachten Ausstellung, dass sie nicht diskursiv verfährt, sondern konkret zeigt, in Bildern sichtbar macht: sehr begrüssenswert in einer Zeit, die immer stärker zu rein begrifflichen Diskursen tendiert. Es war eine glänzende Idee, das, was in hartnäckiger Forschungsarbeit zutage gefördert wurde, in einer Ausstellung zu konkretisieren. Über 900 Namen von Frauen, die mindestens ein Buch publiziert haben, können wir jetzt in einer Bibliographie nachschlagen. Die Zahl ist imposant; sie ist grösser, als die meisten am Anfang dieses Unternehmens vorausgesagt hätten.

In der Ausstellung erhält die Zahl viele Gesichter. Konkret und also auch mit den Sinnen kann erfahren werden, wie vielgestaltig sich die Frauen in drei Jahrhunderten der Sprache bedienten, ungeachtet äusserer und innerer Widerstände, unge-

achtet der Querelle des femmes und der Hausfrauenideologie; dass sie Lebensbilanzen zogen, Tagebücher, Briefe, Bücher schrieben, Zeitschriften herausgaben, Verlage gründeten, Wissenschaft trieben, als Journalistinnen arbeiteten. Damit wird ein Stück Realität gezeigt, das man mit blossen Behauptungen nicht leicht wegschieben kann. Manches, was da geschrieben wurde, war allerdings nur Bestärkung der jeweils geltenden Normen, bewegte sich in dem, was man heute den Mainstream nennt; aber daneben wagten Frauen auch immer wieder, über die Grenzen zu gehen, machten möglich, was unmöglich schien. Wir sehen aber nicht lauter Siegerinnen, sondern auch Scheitern und ein nur teilweises Gelingen. Auch das kann das Selbstvertrauen der Heutigen stärken.

Geschlossene Zeiten: im Schatten des Talents

Die Frauen, die da in Kurzporträts vorgestellt werden, können uns unter ganz verschiedenen Aspekten interessieren, die eine mehr durch ihr Leben oder ihre Haltung, die andere mehr durch das Werk, durch die Sprache. Was für eine hochtalentierte Lyrikerin lernen wir in der Bernerin *Gertrud Pfander* kennen, die, eine seltsame Koinzidenz, im gleichen Jahr wie *Conrad Ferdinand Meyer* starb. In dessen Nachfolge hatte sie bewegend und zum Teil formvollendet geschrieben; und wir werden ihr, die mit 24 starb, nicht nachrechnen, dass ihr der Schritt in lyrisches Neuland nicht gelang. Umgekehrt ihre ältere Zeitgenossin *Meta von Salis Marschlins*. Sprachlich gesehen wohl keine genuine Schriftstellerin, aber was für ein Vorbild an Mut, sich gegen die Zeit zu stellen, nicht um zu provozieren, sondern aus Überzeugung. In offeneren Zeiten wäre sie vielleicht eine grosse Juristin oder Historikerin geworden, aber immer wäre sie wohl quer zu ihrer Zeit gestanden, das macht sie sympathisch. Und, eine Generation jünger, *Cécile Lauber*, eine Bürgersfrau in gesicherten Verhältnissen, die einen Blick auf Härte und Grausamkeit des Lebens wagte, zu dem sich unter ihren Zeitgenossen (ich meine hier die Autoren) nicht viele Parallelen finden. Ihr Werk beweist, dass der Mitleidsblick keine senti-

.....
*Wir sehen aber
 nicht lauter
 Siegerinnen,
 sondern auch
 Scheitern und ein
 nur teilweises
 Gelingen.*

mentale Sache ist, sondern Mut, ja Härte voraussetzt.

Frauenkalender als Garant von Kontinuität

Ohne dass es in Thesenform gesagt würde, dokumentiert die Ausstellung auch dies: dass es vor allem im 20. Jahrhundert eine überraschende Kontinuität weiblichen Schreibens, dass es eine Tradition gab. Dafür nur ein Beispiel: Über fünf ganze Jahrzehnte hinweg ist nach 1910 der Frauenkalender erschienen, der, zur Hauptsache betreut von einer einzigen Frau, der unermüdlichen *Clara Büttiker*, zwar gewiss nicht das Beste vom Besten brachte, dafür die literarische Produktion von Frauen in erstaunlicher Breite präsentierte und dadurch Kontinuität geradezu herstellte. Diese Tradition aber brach offensichtlich in den fünfziger Jahren ab, versickerte. Das hat, wie mir scheint, nicht in erster Linie (aber vielleicht indirekt) mit der Frauenfrage zu tun, sondern damit, dass in der Zeit nach 1945 – gerade in der Schweiz und hier in einem noch nie erlebten Ausmass – eine geistige Neuorientierung nötig wurde. Das betraf Autoren und Autorinnen, Frauen und Männer gleichermaßen.

Zwar hat es gerade bei den Autorinnen nicht an Bemühungen gefehlt, die Kontinuität weiblichen Schaffens aus der ersten Jahrhunderthälfte in die zweite zu retten. So erschien 1949 in der Büchergilde Gutenberg ein Buch, das man als eine kleine Vorläuferin der jetzigen grossangelegten Arbeit ansehen kann: Verfasserin war *Olga Brand*, der Titel hiess, sehr bezeichnend, «Stilles Wirken». Die Publikation kann als Porträtsammlung von Autorinnen der ersten Jahrhunderthälfte charakterisiert werden, deren Namen Sie auch in dieser Ausstellung finden. Noch heute steht das erwähnte Buch in meiner Biblio-

Die Publikation zur Ausstellung

«Und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch». Über Schriftstellerinnen in der deutschsprachigen Schweiz. Herausgegeben von Elisabeth Ryter, Liliane Studer, Doris Stump, Maya Widmer und Regula Wyss. Im Auftrag des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann.

Zürich: Limmat Verlag 1994. 300 Seiten, broschiert mit zahlreichen Abbildungen.

.....

*So bildet
sich Tradition:
Indem wir
Erfahrenes und
Überliefertes
nicht nur bewahren,
sondern
integrieren in die
Gegenwart als
ein störendes
oder stärkendes
Element.*

.....

Ausstellungsdaten

Bern, 11. November 1994 bis 14. Januar 1995
Schweizerische Landesbibliothek
Montag bis Freitag 9–18 Uhr
Mittwoch 9–20 Uhr, Samstag 9–16 Uhr

Basel, 28. Januar 1995 bis 4. März 1995
Universitätsbibliothek
Montag bis Freitag 8.30–19.30 Uhr
Samstag 8.30–16.30 Uhr

Zürich, 28. April 1995 bis 16. Juni 1995
Stadthaus
Montag bis Freitag 8–18 Uhr

thek, es hat Wohnungswechsel und sonstige Turbulenzen überstanden. Und wenn ich jetzt nicht unbedarft hier vor Ihnen stehe, sondern mir die Autorinnen der ersten Jahrhunderthälfte vertraut sind, und zwar seit langem, dann verdanke ich das unter anderem diesem bescheidenen Buch.

«Stilles Wirken» – kein Weg in die literarische Zukunft

Aber gerade wenn man das Buch und die darin porträtierten Autorinnen respektiert, darf oder muss man auch sagen, dass von da aus kein Weg in eine literarische Zukunft führte. Eine Schriftstellerin, die sich an diesen Texten orientiert hätte, wäre vermutlich ins Epigonale und Provinzielle geraten. Bezeichnend, dass etwa gleichzeitig mit diesem Werk des Rückblicks das «Tagebuch 1946–1949» von *Max Frisch*, und damit ein Werk der Zukunft erschien, das die Erfahrung der Jahrhundertmitte, und zwar nicht nur die schweizerische, festhält, in einer der epochalen Zerstörung und Zerrissenheit entsprechenden offenen Form. Zu sagen, der Weg der Deutschschweizer Literatur habe über Frischs Tagebuch geführt, wäre als Formel einprägsam, aber zu einfach; so eng und so festgelegt sind literarische Entwicklungen nicht. Aber für Autoren und Autorinnen war eine vergleichbare Offenheit und Courage in der Wahrnehmung der Gegenwart unabdingbar, und es war für die Traditionsbildung der Frauen nicht unwichtig, dass zunächst keine Autorin so umfassend wie das erwähnte Tagebuch die Erschütterungen des Jahrhunderts beschrieb.

Weitere Publikationen

«Viel Köpfe, viel Sinn». Texte von Autorinnen aus der deutschsprachigen Schweiz 1795–1945. Herausgegeben von Sabine Kubli und Doris Stump. Bern: eFeF-Verlag 1994.

Doris Stump, Maja Widmer, Regula Wyss, Deutschsprachige Schriftstellerinnen in der Schweiz, 1700–1945. Eine Bibliographie. Zürich, Limmat Verlag 1994.

Mit «Stillem Wirken» war das nicht zu leisten. Dieser Ausdruck übrigens verdient unsere Aufmerksamkeit. Er hat zugleich etwas sehr Weibliches und ein wenig Schweizerisches an sich, beides im Guten und im weniger Guten. Es ist jenes Understatement darin und die Neigung zum Unauffälligen, die so sympathisch sind in einer auf Show und Effekt ausgerichteten Zeit. Und dass dieses Understatement, dass gerade das Leise und Verborgene auch etwas Subversives sein kann, das lehrt uns ein *Robert Walser* auf jeder Seite seines Werkes – und auf andere Art kann man es, immer wieder überrascht und berührt, auch bei *Regina Ullmann* erkennen. Aber gerade bei Frauen geht oder ging das gerühmte stille Wirken oft mit Anpassung und Wohlverhalten zusammen. Auf Sparflamme zu kochen, ist zwar im Haushalt lobenswert, in der Kunst kann es tödlich sein.

Mit dem Tigersprung in die Gegenwart

Wie sehr muss uns da auffallen, dass fast die gleichen Autorinnen, die 1949 unter dem Titel «Stilles Wirken» erschienen, im Herbst 1994, in dieser Ausstellung, unter dem einem Text von *Cécile Ines Loos* entnommenen Motto «und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch» auftreten können. Wo hat er sich denn früher versteckt, dieser Tiger? Der Abstand zwischen dem stillen Wirken und dem Tigersprung zeigt beispielhaft, wie sich unter neuem Zugriff, anderer Sehweise die Vergangenheit ändert, und dass Traditionsbildung kein Bewahren ist, sondern ein dynamischer Prozess. Das heisst also: Was hier geboten wird (und ich meine die Ausstellung und die ihr zugrundeliegende Forschungsarbeit zusammen) ist nicht Reproduktion früherer Lesarten, sondern

.....

Was hier
geboten wird
ist nicht
Reproduktion
früherer Les-
arten, sondern
ein grossangeleg-
ter Versuch,
Vergangenheit
neu zu sehen,
so dass sie
in der Gegenwart
lebendig
werden kann.

.....

ein grossangelegter Versuch, Vergangenheit neu zu sehen, so dass sie in der Gegenwart lebendig werden kann.

In der Gegenwart lebendig werden, das ist eine sehr allgemeine Feststellung. Aber was heisst es konkret? Meine ich damit, die heutigen Autorinnen sollten oder könnten in dieser neu vorgestellten Literatur Vorbilder für ihr Schaffen finden und dort anschliessen, wo es ihren potentiellen Kolleginnen der Jahrhundertmitte anzuschliessen nicht möglich war? Das meine ich entschieden nicht; sicher nicht als Verpflichtung, ja nicht einmal als Vorschlag. Tradition ist kein Zopfmuster, in dem man die aufgesparten Maschen nach einer Zeitlang unversehrt wieder aufnehmen kann; sie ist nicht planbar. Der Geist weht, wo er will, und heutige Autorinnen haben wie nie zuvor auch eine weibliche Variante der Weltliteratur zu ihrer Verfügung (wo übrigens, im Blick auf künftige Ausstellungen sei es erwähnt, auch Namen aus der Westschweiz zu finden sind: *Monique Saint-Hélier*, *Catherine Colomb*, *Alice Rivaz*). In diesen Rahmen muss das gestellt werden, was uns hier in reicher Fülle angeboten wird: ein vielfältiges Kapitel Literaturgeschichte dieses Landstrichs. Ich sehe die Tradition, mit der wir uns jetzt auseinandersetzen können, nicht nur als eine innerliterarische Angelegenheit, sondern umfassender, als etwas, das uns alle betreffen kann, «to whom it may concern». Ob Vergangenes in der Gegenwart lebendig wird oder nicht, das liegt nicht ausschliesslich in der Macht der Veranstalterinnen, denen wir doch herzlich dankbar sind für ein grossartiges Angebot; es ist auch eine Frage der Rezeption. Von *Hugo von Hofmannsthal* stammt der Satz – und es ist an Ihnen, meine Damen und Herren, sich auch den weiblichen Hallraum dazu zu denken – von Hofmannsthal also stammt der Satz: «Ein Buch ist immer zur Hälfte des Lesers Werk, wie das Theater des Zuschauers.» Das gilt auch für eine Ausstellung, vielleicht für sie besonders. Auf eine Ausstellung müssen wir ja zugehen, im Wortsinn und konkret, uns in sie hineinbegeben, sonst nehmen wir nichts wahr. Man kann es versuchsweise auch so sagen: Wenn wir uns nicht bewegen, wird nichts in uns bewegt. ♦

POESIE UND PARTEI

Hans Bänziger,

geboren 1917 in Zürich.

Dissertation bei Emil Ermatinger. 1953–1966

Dozent an der Hochschule St. Gallen. 1965

Habilitation. 1967–1982

Professor für moderne deutsche Literatur am

Bryn Mawr College bei Philadelphia, 1970–

1972 Chairman des

Dept. of German. 1982

Rückkehr in die Schweiz.

Plato war für Zensurmassnahmen, Zola galt als Staatsfeind. Nach 1989 zeigen die Debatten um die deutsche Literatur: Gefragt ist die Selbständigkeit in der Erkenntnis bleibender Werte.

Literarische Kunstwerke werden nicht objektiv, sondern parteiisch beurteilt. Wenn dabei überdies noch politische Überlegungen mitspielen, sind der Willkür kaum Grenzen gesetzt. Schon *Plato* hat in seiner «Politeia» Zensurmassnahmen befürwortet, hauptsächlich im Interesse des Staates, nicht aus rein literarischen Gründen; den Dichtern sei, denkt er, der Hang zum Unwahren angeboren. Wir kennen die schlimmen Folgen verwandter Begründungen. Immer wieder wurden missliebige Künstler von den Herrschenden und ihren Gerichten verfolgt oder von einflussreichen politischen Parteien verunglimpft.

Seit dem deutsch-deutschen Literaturstreit um *Christa Wolf* weiss nun jedermann, dass auch Rezensenten mit Autoren ins Gericht gehen können. Der Streit hat sich anlässlich der Publikation der Erzählung «Was bleibt» (1990) entzündet, zum Teil im Zusammenhang mit den grossen Problemen der Wiedervereinigung der beiden deutschen Länder. Die Etappen der meist heftigen Auseinandersetzungen müssen hier nicht genannt werden; jedermann kann sich im grossen Angebot von Darstellungen leicht orientieren¹.

Für *Christa Wolf* (*1929) hat sich der Antagonismus Poesie vs. Partei besonders unglücklich ausgewirkt; die menschlichen Spannungen zwischen Ost- und Westdeutschen spitzten sich paradoxerweise nach dem Fall der Mauer zu; die politischen Gegensätze wurden komplexer, die Autorin aber mit ihrem feinen Gespür für innere Gefährdungen und wenig Sinn für äussere Komplikationen war der neuen Lage kaum gewachsen. Anders *Erich Loest* (*1928), dem offenbar eine nüchterne Beurteilung politischer Konstellationen angeboren war. Schon im autobiographisch angelegten Buch «Durch die Erde ein Riss. Ein Lebenslauf» (1981) berichtet er ohne die geringste Spur von Selbstmit-

leid über seine Beziehungen zu verschiedenen Parteien. Als Schüler fühlte er sich kurze Zeit in einer nationalsozialistischen Jugendorganisation zu Hause, nach dem Krieg 11 Jahre lang in der SED. Er durchschaute jeweils rasch die politischen Praktiken und musste so am Ende für seinen Widerstand sieben Jahre in DDR-Gefängnissen büssen. Der Weg in den von anderen gepriesenen Westen fiel ihm nicht leicht. Er fühlte sich als Mitmacher, der wusste, dass Macht verführt und dass literarische Bekenntnisse oft verlogen sind. Darum (im 7. Kapitel seines «Lebenslaufs») die Selbstbezeichnung: «Was kann einer, überlegt der Chronist, der sich so krumm macht, über diese seine Zeit schreiben.»

Man darf wohl behaupten, Loest, der einige Jahre Parteigenosse, später Dissident war und dann parteilos wurde, habe in den verfeindeten Gruppierungen der deutschen Kulturlandschaft besänftigend gewirkt. Zum mindesten in der Literatur. Seit seiner Wahl zum Bundesvorsitzenden des Verbandes deutscher Schriftsteller im Frühjahr 1994 ist er einer der wichtigen Hoffnungsträger der literarischen Wiedervereinigung geworden. Im Gegensatz zu Loest scheint der Politologe *Wulf Schönbohm*, der trotz seinen Schwierigkeiten mit einflussreichen Politikern Mitglied der CDU geblieben ist, eher Unruhe gestiftet zu haben. Aus Prinzipientreue? Wegen Meinungsverschiedenheiten verlor er vor einigen Jahren zusammen mit seinem Vorgesetzten Geissler die Stelle im Zentralsekretariat. Im Roman «Parteifreunde» (1990) bekennt der mit dem Verfasser verwandte Protagonist trotzdem, die Partei bleibe seine Heimat. Es handelt sich in diesem Werk um Szenen, die nur ein Insider schreiben konnte; um literarische Reportagen ohne den Anspruch, Dichtung zu sein. In der «Zeit» wurde dem Werk «Erstmaligkeit» und Authentizität bezeugt. Ausserdem – eher als Kompliment denn

¹ Ein einziges Beispiel: «Akteneinsicht *Christa Wolf*. Zerrspiegel und Dialog», Hg. Hermann Vinke, Luchterhand, Hamburg 1993.

als Einwand –, handle es sich um «eine triviale Darstellung trivialer Tatsachen»².

Partei, eine Institution?

Es ist erstaunlich, wie selten man in Rezensionen und Abhandlungen zum Fall Wolf auf eine Analyse des Einparteiensystems der DDR oder auf grundsätzliche Gedanken über die Beziehungen zwischen Parteien und Literatur trifft, obgleich bestimmt ohne Kenntnis der Zugehörigkeit der Autorin zur SED und ohne Kenntnis eines solchen Systems ihr Fall nicht verstanden werden kann.

Einparteiensysteme – sie sind keineswegs ausgestorben – sind an sich krasse Antinomien. Im lateinischen «Partitum», dem «Geteilten», werden andere, einigermassen gleichwertige Teile vorausgesetzt. Wo alles auf einen Nenner gebracht wird, ist das nicht möglich. Christa Wolf wurde demnach mit keiner eigentlichen Partei konfrontiert.

In Westdeutschland dagegen sind verschiedene politische Gruppierungen ähnlich wie in anderen westeuropäischen Staaten seit langem konstitutionell verankert. In der Schweiz geschieht dies lediglich in einzelnen Kantonen explizit, in der Bundesverfassung nur implizit. Wäre es übertrieben zu sagen, in den zuerst genannten Ländern könne man Parteien allenfalls als Institutionen bezeichnen, in der Schweiz nicht? Verbände, Vernehmlassungsverfahren und die ausgeprägten Volksrechte sind bei uns wichtiger als die Funktion der Parteien. Doch das Problem Institution muss natürlich auf einem breiteren Hintergrund gesehen werden³. (Vielleicht ist übrigens die Auseinandersetzung zwischen René Rhinow und Henner Kleinewefers in den Nummern 73/11 und 12 und 74/1 dieser Zeitschrift wegen der Vagheit des Begriffs Institution so heftig geworden.)

Politisch bedeutet Partei in modernen Demokratien Zusammenschluss mehrerer Staatsbürger aufgrund gemeinsamer politischer Interessen und gemeinsamer Vorstellungen, was für das Wohl des betreffenden Staates förderlich sei. Bis etwa zur Mitte des letzten Jahrhunderts herrschte die allgemeinere Verwendung des Wortes vor: die einer Abteilung im gesellschaftlichen oder militärischen Sinn, überhaupt die des Teils

² W. Schönbohm: «Parteifreunde. Ein Roman aus der Provinz». Düsseldorf, Econ 1990, S. 307. Als Fernsehfilm im ARD Ende 1993 unter dem Titel: «Zeit der Füchse». Rezension «Die Zeit», 27. September 1990. Daneben in allen möglichen tonangegebenen deutschen Publikationsorganen positive und negative Reaktionen. Der Roman ist in der Schweiz meines Wissens nirgends besprochen worden.

³ Vgl. meine 1995 erscheinende Studie «Institutionen – literarische Feindbilder? Zu Bildern fester gesellschaftlicher Einrichtungen in Dichtungen der letzten zwei Jahrhunderte».

in einem grösseren Ganzen. Die deutschen Klassiker und ihre Erben haben das Wort noch fast immer im allgemeinen Sinne der beschränkten Teilhabe verwendet; damals gab es ja keine entsprechenden politischen Organisationen. Es versteht sich darum von selbst, dass zum Beispiel Goethe und die meisten Autoren der nächsten zwei Generationen sich über das Parteiwesen im konkreten Sinn weder Gedanken machten noch sie darzustellen vermochten. Trotzdem lohnt es sich, einige ihrer grundsätzlichen Überlegungen zu beachten. Ich zitiere von Goethe lediglich einen persönlich-bekennnishaften Ausspruch. «Aufrecht zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch zu sein aber nicht», schreibt er in Nr. 1363 der «Maximen und Reflexionen».

Hintergrund für Gottfried Kellers Hauptwerke ist sein Heimatkanton, in dem seit etwa 1860 die Bewegung der «Demokraten» als Opposition gegen das mächtige System Alfred Eschers eine parteiähnliche Rolle spielte. Keller stand der Bewegung zuerst nahe, distanzierte sich aber später aus verschiedenen Gründen von ihr. Seine Wahl zum Staatsschreiber 1861 legte ihm eine gewisse Loyalität zur Regierungspartei nahe. In der Jugend hatte er aufs heftigste gegen Pfaffen und konservative Innerschweizer polemisiert. Solche Dunkelkammern zu tolerieren, wäre ihm, ähnlich wie den damals in der Stadt politisch sehr aktiven deutschen Emigranten, als Duckmäuserei vorgekommen. Ein 1854 veröffentlichtes Epigramm aus dem Zyklus «Parteileben» klingt, verglichen mit den früheren Kampfliedern, relativ harmlos. Es behauptet, wer über den Parteien sich wähne «mit stolzen Mienen», der stehe zumeist «beträchtlich unter ihnen». Doch schon das zweite Epigramm des Zyklus schränkt am Schluss ein: Auch jener werde der Sache nicht frommen, «der nie darüber hinaus» wolle kommen. Dieser politischen Grundhaltung begegnen wir in fast allen Novellen und Romanen.

Die kurzen Hinweise auf Goethe und Keller bezweckten nur, den Kontrast zum politischen Klima der Gegenwart deutlicher zu machen. Die Parteien sind heute straff organisiert, was verständlicherweise in breiten Kreisen Unbehagen verursacht. Die Macht der Apparatschiks ist auch in den Ländern mit Mehrparteiensystemen gewachsen, und dies weckt den Unwillen

sowohl der Bürger wie der Intellektuellen und Künstler.

Dichtung im Widerspruch zu Parteien

Für den Haupttitel meines Aufsatzes habe ich nicht aus Verlegenheit oder um des Stabreims willen den Ausdruck Poesie statt Literatur gewählt. Poetisch sind in erster Linie Gedichte. Dass sie keine, gar keine enge Beziehung zu politischen Ideologien und Gruppierungen eingehen können, wenn sie nicht geschmacklos werden, wurde schon oft von den verschiedensten Kritikern gezeigt. Ungewollt taten es der grosse Lyriker *Brecht* und der in der DDR mächtige *Becher* durch ihre missglückten Parteigedichte. Komplizierter sind die Verhältnisse in der Dramatik und in der Epik.

Von den eingangs erwähnten Werken Wolfs, Loests und Schönbohms kann einzig Wolfs Konfession «Was bleibt» von Kriterien der Dichtkunst aus beurteilt werden – auch wenn der Anspruch darin zu hoch ist: der Titel enthält eine verhaltene Anspielung auf Hölderlins bis zum Überdross zitiertes, aber hier doch wichtiges Wort «*Was aber bleibt, stiften die Dichter*». Politische Parteien besitzen niemals bleibenden Wert; diejenigen, die sich einen solchen zuschreiben, ersticken an ihrer Selbstüberschätzung.

Schönbohm begnügt sich mit einer fiktionalen Reportage und gibt nicht vor, Autor einer Dichtung zu sein. Nicht ganz so klar ist die literarische Genügsamkeit in *Peter Stadlers* «Polit-Roman» «Eingeschlossene Gesellschaft» (1983). Der Verfasser, wissenschaftlicher Mitarbeiter eines SPD-Bundestagsabgeordneten, verbrämt den Bericht über parlamentarische Erfahrungen (und Enttäuschungen) in Bonn mit einem kleinen Liebesroman. Der Titel erinnert an *Koepfens* 40 Jahre früher erschienenen Roman «Treibhaus». Loest dagegen verzichtet in seinem «Lebenslauf» auf romanartige Elemente – im Gegensatz zu seiner als Roman bezeichneten Satire «Froschkonzert» (1987). Der Roman zeugt von Loests späterer Parteilosigkeit. Erzählt wird hier von politischen Streitigkeiten in einer deutschen Kleinstadt. Ein Schüler hat angeblich einen Frosch verschluckt. Ob er oder die Lehrerin härter zu strafen sei, darüber können sich konservative und progressive Parteien mit Fug

.....

Die Macht der Apparatschiks ist auch in den Ländern mit Mehrparteiensystemen gewachsen, und dies weckt den Unwillen sowohl der Bürger wie der Intellektuellen und Künstler.

.....

4 M. Rohrwasser: «Der Weg nach oben» [...], Stroemfeld, Basel, Roter Stern, Berlin 1980, S. 230.

und Recht ereifern. Dieses Werk kann und will kein Markstein in der Literaturgeschichte sein. Aber auch kein Dokument für oder gegen eine bestimmte Partei.

Eklatant wird der Widerspruch zwischen den Ansprüchen der Literatur und Partei dort, wo harmonisches Zusammenwirken und Solidarität à tout prix angestrebt werden. *Johannes R. Becher* (1891–1958) war ein wichtiger, persönlich exzentrisch wirkender Vertreter des Expressionismus. Nach Jahren der Exzesse, später des Exils, wurde er Kulturminister der DDR. Brecht war, obgleich er Bechers Nationalismus strikte ablehnte, manchmal froh um die Hilfe des hohen Parteifunktionsärs. Neben den schwer verdaulichen Hymnen auf *Lenin*, *Stalin*, *Ulbricht*, *Pieck* («*Du, deines Volkes Bester*») gibt es mehrere Parteigedichte, in denen Becher seinen politischen Gehorsam im Stil eines Kirchengläubigen bekennt. Laut *Hans Mayer* war er einer der grossen Heimatdichter. Im «Lied vom Bau des Sozialismus» («*Ein Bau, wie keiner je zuvor/So gut und fest begründet*») und in der «Kantate 1950» mit dem Haupttitel «Partei, du bist Friede auf Erden!» («*Du grosses Wir, du unser aller Willen*») oder im Sonett «Die Partei» («*Was wär ich, ohne dass mich die Partei/In ihre Zucht genommen, ihre Strenge?!*») lernt man dies bei allem Verdruss über die penetrante Botschaft verstehen.

Wir müssen hier aber bedenken, dass selbst *Gotthelf* dort, wo er als Doktrinär vom Kampf der vom Zeitgeist Besessenen gegen alte Traditionen – gegen den Bernergeist – erzählt, hie und da seine dichterische Grösse verliert. Parteilichkeit stand ihm wie Becher im Wege. «*Die Parteigedichte Bechers entwerfen Familienbilder*», schreibt *Michael Rohrwasser*, «*Häuslichkeit, Wärme, Rettung wird ihnen verheissen. Die Mutter erscheint und nimmt den wankenden Sohn beim Arm, um ihn zu führen.*»⁴ Dieser Charakterisierungsversuch liesse sich von einem böswilligen Interpreten leicht auf einige Dichtungen Gotthelfs übertragen, auf diejenigen nämlich, wo die Einfachheit des Erzählens sich mit politischer Schwarzweiss-Malerei verbindet.

Anpassung und Widerstand

Politische Verräter am Geist, bewusste oder feige Anpasser, gibt es in allen tota-

litären Systemen. Im Mehrparteienstaat ist das seltener und meist geschickt getarnt als Nachgiebigkeit bei einer Mehrheitspartei. Einige Unterschiede im Hinblick auf die totalitären Systeme und ihre literarischen Anhänger sind aber doch beachtenswert. Die anerkennenden Worte Rilkes für *Mussolini* oder Benns für die Partei *Hitlers* entsprangen eher einer momentanen Schwäche oder einer momentanen Desorientiertheit als einer begründeten politischen Überzeugung. Rilke waren alle politischen Details völlig fremd, Benn hat vor seinem Ja zu Hitler nicht einmal dessen Parteiprogramm gelesen. Der Marxismus ist überdies für Schriftsteller stets attraktiver als der Faschismus gewesen.

Auf einem anderen Blatt stehen all die politischen Bekenntnisse von den sogenannten Unpolitischen. *Thomas Mann* schreibt 1918 seine «Betrachtungen eines Unpolitischen»; bei *Hermann Hesse* drückt sich Ähnliches im entschiedenen Nein gegenüber der Partei der Chauvinisten aus und verbindet sich die Hoffnung auf ein (gefährdetes) fiktionales Paradies mit den relativ unverbindlich verwendeten fernöstlich-deutschen Symbolen. Doch es profitieren und profitierten vom Antagonismus Partei vs. Poesie auch zahlreiche mittelmässige Schriftsteller. Zu sprechen wäre nicht nur von den Opfern des Antagonismus, sondern auch von den literarisch Schlauhen.

Oft sind solche Werke angeblich Goethes Altersweisheit verpflichtet. Goethe schrieb in den (1819 abgeschlossenen) Noten und Abhandlungen zum Divan unter dem Stichwort «Eingeschaltetes»: «Der Dichter steht viel zu hoch, als dass er Partei machen sollte. Heiterkeit und Bewusstsein sind die schönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt.» Ähnlich äussert sich später *Hölderlin*, trotz seinem zeitweilig entschiedenen politischen Engagement. Goethe drückt in den gleichen Noten zum Divan (unter dem Stichwort «Mahomet») jedoch auch seine Vorbehalte gegen das Ausweichen der Poesie ins weltanschaulich Unverbindlich-Märchenhafte aus.

In unserem Jahrhundert ist es schwer geworden zu beurteilen, wo Parteifeindlichkeit literarisch ein Ausweichen vor strengem Denken und wo sie selbstkri-

tisch ist. Häufig fehlt den «Unpolitischen» lediglich der Sinn für Solidarität, das heisst, eine gewisse Bescheidenheit. Koepkens melancholisch-bitteres Bild vom Treibhaus Bonn insinuiert, ähnlich wie Wolfs «Treibhaus» poetischer Gefühle «Was bleibt», Selbständigkeit in der Erkenntnis bleibender Werte. Auch Koepkens Roman veranlasste einen kleinen Literaturstreit, auch er zeigt seine Unkenntnis des Parteienbetriebs, klagte mit vagen Mitteln die Ausweichmanöver der andern an. Von einigen Kritikern wurde er, der Büchnerpreisträger, Anfang der fünfziger Jahre als der grösste deutsche Romancier gepriesen, von anderen der «literarischen *Hochstapelei*» bezichtigt⁵.

Sollte wirkliche politische Literatur unmittelbarer zu historischen Vorgängen stehen als Koepkens und Wolfs Werke? *Hans Magnus Enzensberger* schreibt im Essay «Poesie und Politik» (1962): «Poesie und Politik sind nicht Sachgebiete, sondern historische Prozesse, der eine im Medium der Sprache, der andere im Medium der Macht.⁶» Im Artikel «Verteidigung der Normalität» (1982) stellt Enzensberger allerdings, ohne auf politische Dissidenten explizit einzugehen, auch die schamlose, «nackte» Form von Normalität der angeblichen Aussenseiter bloss.

Ich kenne nur ein namhaftes Beispiel für die Unmittelbarkeit von Politik und Literatur – nicht Poesie – zur Geschichte: *Emile Zolas* und seiner Verbündeten Kampf für die Rehabilitierung von Hauptmann *Dreyfus* Ende des letzten Jahrhunderts. Zolas Brief an den Staatspräsidenten, publiziert unter dem Titel «J'accuse», wurde mancherorts mit der Wirkung der Französischen Revolution verglichen. Die Gruppe von Intellektuellen – zum erstenmal wird jetzt dieser Ausdruck verwendet, und zwar noch nicht im negativen Sinn – trug über die Vertreter der Staatsräson einen klaren Sieg davon und konnte im nachhinein als «parti des intellectuels» bezeichnet werden. Der Konflikt ist unvergesslich; noch 100 Jahre nach dem Vorfall, streiten sich «Dreyfusards» und ihre Gegner. Eine solche Partei der Intellektuellen hat jedoch Seltenheitswert. Ähnlich wie das Thema Partei in der Literaturwissenschaft. ♦

5 So F. R. Allemann, der Verfasser bedeutender und informativer geographisch-politischer Werke, in der «Tat», 9. Januar 1954, S. 11.
– Lob z. B. Ulrich Greiner in der «NZZ», 29./30. Mai 1976, S. 60 (Erzählkunst, die «um keines Trostes willen auf Wahrheit verzichten wollte», darum keinen Erfolg hatte). Bei Koepken und Stadler nehmen sich übrigens die beiden SPD-Politiker auf ähnliche Art das Leben.

6 H. M. Enzensberger: «Poesie und Politik», in: Einzelheiten, Suhrkamp, Frankfurt 1962, S. 350. Seine Antwort (im Juni 1994) auf meine Frage, ob er sich eine Parteizugehörigkeit persönlich überhaupt vorstellen könnte, scheint mir beachtenswert: «Nein – nicht aus prinzipieller Abneigung gegen Parteien, sondern weil Unabhängigkeit zu den Voraussetzungen meiner Arbeit gehört.»

Anton Krättli

UNTERHALTUNGEN MIT DIDEROT

Hans Magnus Enzensbergers Szenen und Essays «Diderots Schatten»

*Enzensberger hält mit Diderots Reflexionen
Zwiesprache im Patchworkstil. Dabei entstehen
Metamorphosen von Stoffen und Themen,
deren Aktualität ungebrochen ist.*

Denis Diderot lebte von 1716 bis 1784. Er war der Sohn eines Messerschmieds, wurde einer der letzten Träger europäischer Universalbildung, ein Aufklärer und Herausgeber der berühmten Enzyklopädie, ein Gesprächspartner Voltaires und d'Alemberts, ein emsiger Mitarbeiter der «Correspondance littéraire, philosophique et critique» des Freiherrn Friedrich Melchior von Grimm, eines Bulletins für deutsche Fürsten, auf das eine Zeitlang auch Friedrich der Grosse abonniert war. Diderot verfasste auch Schauspiele, so «Der Hausvater» und «Der natürliche Sohn», die Lessing ins Deutsche übersetzte, schrieb den Dialog «Rameaus Neffe», den Goethe deutschen Lesern in ihrer Sprache zugänglich machte, ausserdem Romane und Erzählungen. Ein brillanter, witziger Kopf muss er gewesen sein, vielleicht nicht einer, dem die Bezeichnung Dichter gebührt, aber ein grosser Anreger, ein ideenreicher, informierter Zeitgenosse. Bei den Damen, die auf ihre Salons stolz waren, genoss er grosse Beliebtheit, weil er immer das Neueste mitbrachte und über Personen und Affären pointierte Anmerkungen zu machen wusste. Hans Magnus Enzensberger, der sich weit aussen geistig mit ihm verwandt fühlen mag, sieht in ihm den ersten Intellektuellen überhaupt. Denn diese Spezies, meint er, sei relativ jung, trete erstmals in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf, und zwar eben in Frankreich. Vielleicht ist hier der Ort, zwei Abschnitte aus dem Nachwort des Buches einzurücken, in welchem Enzensberger unter dem Titel «Diderots Schatten»¹ seine eigenen Übersetzungen und Bearbeitungen einzelner Werke und seine damit auch verbundenen Erfindun-

gen zur Person des Verehrten zusammenfasst:

«Mit Diderot und seinen Zeitgenossen beginnt die lange und verwickelte Geschichte der Intelligentsia als einer Nothelferin, die dazu berufen ist (oder sich dazu berufen wähnt), gegen alle Missstände der gesellschaftlichen und politischen Welt anzutreten und den Armen und Unterdrückten, Erniedrigten und Beleidigten jederzeit beizustehen. Wir wissen nur allzu gut, wohin dieses edle Bestreben im Lauf der letzten zweihundert Jahre geführt hat: zu unwälzenden Veränderungen, die kein Mensch den unbewaffneten Eierköpfen zugetraut hätte, aber auch zu moralischer Selbstüberforderung und Pharisäertum, Heuchelei und Dogmatismus, Selbstgefälligkeit und Besserwisserei. Unvorstellbar, was Diderot zu den Podiumsdiskussionen über das Engagement des Schriftstellers gesagt hätte, die die Welt in den letzten Jahrzehnten hat erdulden müssen. Vermutlich hätten sie ihn verblüfft und angeödet. Jener fatale Begriff war ihm unbekannt. Nicht aus ideologischem Pflichtgefühl oder aus Parteidisziplin hat sich Diderot in das Abenteuer des Helfens gestürzt, sondern aus naiver Neugier. Auch ging es ihm dabei nicht um das Prinzip, sondern um die alltägliche Praxis. Die Überlieferung spricht dafür, dass seine Hilfsbereitschaft bis zum Exzess ging.»

Die Manie des Eklektikers

Die einzelnen Arbeiten Enzensbergers im Band «Diderots Schatten» umfassen Hörspiele, zwei Essays und eine Komödie. Die Komödie trägt den Titel «Der Menschenfreund», ist kein Stück von Diderot, schon darum nicht, weil er selbst und in eigenem

¹ «Diderots Schatten. Unterhaltungen, Szenen, Essays». Übersetzt, bearbeitet und erfunden von Hans Magnus Enzensberger. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1994.

Namen die Hauptrolle darin spielt. Aber das Stück gründet auf einer Vorlage des Helden, einem Text, der lange verschollen war, 1854 von *Charles Baudelaire* entdeckt und dem Direktor des Théâtre de la Gaité in Paris eingereicht, aber von diesem abgelehnt worden war. Die Komödie «Est-il bon? Est-il méchant?», wie ihr ursprünglicher Titel heisst, ist in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in einer bibliophilen Zeitschrift gedruckt, aber kaum beachtet worden. Enzensberger übersetzte sie, dann stellte er eine sehr freie Bearbeitung davon her, und schliesslich liess er sich durch die Vorlage dazu verführen, den «Menschenfreund» zu schreiben, nun ein Stück nicht *von*, sondern allenfalls *mit* Diderot. Da Hans Magnus Enzensberger – wie er selber sagt, seit Jahren von einer wahren Diderot-Manie besessen – natürlich das Werk und die Biographie seines Helden bestens kennt, hat er beides rücksichtslos geplündert und für seine Zwecke als Komödienschreiber verwendet, was ihm passend schien.

Das Verfahren scheint bedenklich. Vergreift sich hier nicht einer an Texten, die zwar nicht mehr durch ein Urheberrecht geschützt sind, aber doch aus Pietät und Ehrfurcht in ihrer ursprünglichen Gestalt belassen werden sollten? Ich glaube, Diderot selbst hätte gegen das Verfahren Enzensbergers keine grossen Einwände gehabt. Schliesslich ist seine Komödie aller Wahrscheinlichkeit nach ein Gelegenheitsstück, auf Bestellung und in kurzer Zeit für einen gesellschaftlichen Anlass geschrieben. Wer weiss, ob darin nicht schon Motive verwendet sind, die Diderot selbst anderswo gehört oder gelesen hat? Schon *Shakespeare* hat vermutlich oft auch auf frühere Spielvorlagen zurückgegriffen. Es lässt sich nicht im Einzelfall nachweisen, wie frei er damit verfahren ist. Dass die Literatur ihre Stoffe aus dem grossen Reservoir der Literatur selbst bezieht, dafür gibt es berühmte Beispiele. Die Reihe der Stücke, die den Titel «Amphitryon» tragen, macht es offenkundig: Was *Plautus* an handfester, derber Komik aus dem Stoff gewann, wandelte sich unter *Molières* Hand zum galanten und reichlich unmoralischen Divertissement. In *Kleist* aber haben sich, um hier eine schöne Formulierung von *Fritz Ernst*

einzufragen, «*Begeisterung, Übermut und philosophische Erkenntnis verbündet, um Molières Stück ins Zeitlose zu entführen*».

Vergleiche dieser Art sind hier natürlich zu hoch gegriffen. Es ging mir nur darum, mit zwei Beispielen daran zu erinnern, dass Figuren und Formen in der Literatur von Epoche zu Epoche ihre Metamorphosen erfahren. Hans Magnus Enzensberger sucht den direkten Zugang zu Diderot. Es geht ihm nicht um Philologie und vielleicht auch nicht um Interpretation, sondern um Zwiesprache und Teilhabe an einer Geselligkeit, die uns abhanden gekommen ist. Seinen Band eröffnet folgerichtig ein Interview zwischen einem Besucher aus dem 20. Jahrhundert, der – mit einem Mikrophon in der Hand – bei Diderot an der Rue Taranne anklopft und den Philosophen in ein Gespräch verwickelt. Das Verfahren ist auch hier: Enzensberger erfindet die Situation, in der er als «Moderner» mit dem Enzyklopädisten ins Gespräch kommen kann. Was Diderot spricht, ist zumeist authentisch, entnommen aus Essays, Erzählungen, Anekdoten. Das gilt auch für den Roman «Jakob und sein Herr», den Enzensberger in einen «Radio-Roman» umgestaltet hat, hundert Druckseiten Umfang, fast vierzig verschiedene Sprecher, eine Form, die nicht gerade überzeugt, auch wenn man sich vorstellt, dass in täglichen Fortsetzungen gesendet werde.

Die Nähe der Frauen ist unerlässlich

An Voltaire schrieb Diderot im Februar 1758 einen Brief, in welchem er versichert, er sei dazu geschaffen, seinen Freunden die Wahrheiten zu sagen – und bisweilen auch den Gleichgültigen, was wohl anständig, jedoch sehr unklug sei. Zwei grossartige Proben dieser Offenheit enthält Enzensbergers Patchwork aus Paraphrase, Imitation und Kommentar in den beiden Aufsätzen «Gründe, meinem alten Hausrock nachzutruern oder: Eine Warnung an alle, die mehr Geschmack als Geld haben» und «Über die Frauen». Das erste ist ein Lob der Armut, die ihre Freiheiten habe, das zweite ist eine Antwort Diderots auf den «Essai sur le caractère, les mœurs et l'esprit des femmes dans les différents siècles» von *Antoine Léonard Thomas*. Diderots Bemerkungen dazu

.....

*Es geht ihm nicht
um Philologie
und vielleicht
auch nicht um
Interpretation,
sondern um
Zwiesprache und
Teilhabe an einer
Geselligkeit,
die uns abhanden
gekommen ist.*

.....

erschienen in Friedrich Melchior von Grimms «Correspondance littéraire». In Enzensbergers Übersetzung kommen die Weltgewandtheit, die stilistische Eleganz und die schonungslose Offenheit zum Ausdruck, die den Schriftsteller Diderot auszeichnen. Er beginnt mit einer Reverenz vor *A. L. Thomas*, meint aber dann, dieser habe zuviel gegrübelt und zuwenig empfunden. Er, Diderot, hätte sich bei diesem Thema weniger neutral verhalten. Man weiss in der Folge nicht, was man mehr bewundern soll, die tiefen Einsichten oder die Brillanz der Formulierung, die nicht allein dem Verfasser, sondern hier auch dem Übersetzer Ehre macht. «Wenn ihr hört,» sagt er etwa, «wie eine Frau die Liebe erwünscht, und wie ein Schriftsteller das Urteil der Öffentlichkeit verachtet, so dürft ihr daraus schliessen, dass die Reize der einen schwinden und das Talent des andern nachlässt.» Einmal wendet er sich an den Veranlasser seiner Replik unmittelbar: «Wer über Frauen schreibt, Monsieur Thomas, der muss seine Feder in den Regenbogen tauchen und den

Staub von Schmetterlingsflügeln über jede Zeile streuen; so wie beim Hündchen des Pilgers muss es bei jedem Pfortendruck Perlen regnen.» Ein Leser dieses durchtriebenen Frauenlobes wird kaum verkennen, dass Diderot «viel Zeit zu Füssen der Frauen» verloren hat. Er hielt ihre Nähe für den Schriftsteller unerlässlich. Denn im Umgang mit Frauen gewöhne man sich daran, auch die trockensten und schwierigsten Probleme klar und elegant zu behandeln. Man nehme eine Leichtigkeit im Ausdruck an, die im Gespräch entstehe und in den Stil eingehe.

«Diderots Schatten» ist eine Sammlung verschiedenartiger Versuche, sich mit Diderot zu unterhalten. Nicht alle überzeugen in gleicher Weise. Aber alle sind nicht überschattet, sondern vielmehr beleuchtet und erhellt durch einen Geist, der die eigene Koketterie Lügen straft, die ihn an Voltaire schreiben liess: «Eines Tages werden wir alle wieder zu Asche. Was schert's mich dann, ob ich Voltaire oder Diderot gewesen bin, und ob Ihre drei Silben oder meine drei überleben?» ♦

Michael Wirth

DENKEN IN DER TRADITION UND AN DEN RÄNDERN

Drei neue mehrsprachige Fachperiodika in der Schweiz

«Kunst + Architektur in der Schweiz» heisst jetzt das Vereinsorgan der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte im neuen Gewand. Aktuellen Themen der schweizerischen Sozialgeschichte geht «traverse» nach. Mit «Olympe» liegen in der Schweiz zum ersten Mal feministische Arbeitshefte zur Politik vor.

Die französische Revolutionärin *Olympe de Gouges* stellte 1791 mit ihrer Forderung nach Einbezug der Lebensbedingungen der Frauen in den politischen Diskurs Sichtweise und Herrschaftsanspruch der Männer grundlegend in Frage. Ihren Mut bezahlte sie mit dem Tod unter der Guillotine, wodurch ihre

legendäre Erkenntnis «Die Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen, ohne gleiche Rechte zu besitzen» von der politischen Praxis der Männer grausam bestätigt wurde. «Olympe»: der Name für ein neues feministisches Periodikum in der Schweiz war gegeben. Unter der Federführung der Zürcherin *Elisabeth Joris* bietet das

aus acht Frauen, Pädagoginnen, Politologinnen, Juristinnen, Soziologinnen und Journalistinnen bestehende Redaktionskomitee zweimal im Jahr ein Forum für weibliche Interpretationen politischer Phänomene und Entwicklungen vornehmlich in der Schweiz, aber auch im Ausland. Die Artikel in den vier Landessprachen sind sowohl journalistisch wie auch wissenschaftlich ausgerichtet. Nach Beiträgen zu Olympe de Gouges, Aufsätzen zum Thema «Frauenrechte sind Menschenrechte» und «Kommentaren zur politischen Aktualität» erscheinen im ersten Heft Tagungsberichte und Buchrezensionen zu frauenspezifischen Themen. Bezeichnend für die neuen Tendenzen weiblicher Publizistik ist, dass die Autorinnen in der ersten «Olympe»-Nummer ihren Themen eine gesellschaftliche Dimension geben. Eine brillante Analyse befasst sich mit dem Persönlichkeitsrecht, das in der Schweiz im letzten Jahr zum ersten Mal in die Debatte um den Schwangerschaftsabbruch eingeführt wurde.

Zweisprachig, deutsch/französisch, ist «*traverse*, Zeitschrift für Geschichte, Revue d'histoire», die bereits mit zwei Nummern vorliegt. Sie versteht sich als wissenschaftliche Fachzeitschrift. In den beiden ersten Heften stehen Themen der jüngeren Sozialgeschichte, vornehmlich der Schweiz, im Zentrum: «Drogen und Sucht» in der ersten Nummer, in der zweiten «Stadt entziffern».

Beeindruckend ist die Kohärenz, mit der die Dialektik der Stadt, Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft anzuziehen und zugleich mit der ihr inhärenten Ausgrenzungsdynamik wieder zu trennen und gegeneinander aufzubringen, in allen Aufsätzen herausgearbeitet wird. Auch die Geschichte der Sucht wird von einigen Autoren als eine Geschichte von Ausgrenzungen sozialer Gruppierungen und ihrer Mechanismen behandelt. Einen erfreulich grossen Raum widmen beide «*traverse*»-Hefte der Debatte um Möglichkeiten und Grenzen der «*Oral History*» als Arbeitsinstrument sozialgeschichtlicher Forschung.

In neuem Gewand und mit neuem Namen präsentiert sich das Vereinsorgan

der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK). «Unsere Kunstdenkmäler» wurden Anfang 1994 in «*Kunst + Architektur in der Schweiz*» umgetauft. Die Zeitschrift steht nun nicht mehr allein den 10 000 Mitgliedern der Gesellschaft zur Verfügung, sondern ist auch im Abonnement und sogar am Kiosk erhältlich. Die vier mit einem weitaus leserfreundlicheren, eine reichere und differenziertere Illustrierung erlaubenden graphischen Erscheinungsbild versehenen Hefte des 45. Jahrgangs 1994 sind den Themen «*Expo 64*» (redaktionell betreut von *Christof Kübler*), «*Deliciae Bernenses*» (*Nott Caviezel*), «*Romanische Skulptur*» (*Elfi Rüschi*) und «*Genremalerei*» (*Catherine Lepdor*) gewidmet. «*Kunst + Architektur in der Schweiz*» ist wie ihre Vorgängerin dreisprachig. Die Beiträge junger Schweizer Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker bilden nach wie vor das Rückgrat der Zeitschrift, die darin gleichsam en passant die Funktion erfüllt, ein Spiegel der Leistungen der jungen kunsthistorischen Forschung in der Schweiz und zu Schweizer Themen zu sein. In diesen Dienst stellt sich auch der grosse Mitteilungs- und Rezensionsteil der Zeitschrift. Auf breite Basis gestellt, das akademische Publikum ebenso ansprechend wie die interessierte Öffentlichkeit, ist «*Kunst + Architektur*» ein nachahmenswertes Vorbild für andere geisteswissenschaftliche Fachbereiche. ♦

.....
«*Olympe*», *Feministische Arbeitshefte zur Politik*,
c/o Elisabeth Joris, Gemeindegasse 62,
8032 Zürich. Erscheint in der Regel zweimal jährlich,
Fr. 17.-, Abonnement für zwei Ausgaben pro Jahr
Fr. 32.-.

«*traverse*», *Zeitschrift für Geschichte – Revue
d'histoire Chronos Verlag, Münsterstrasse 9,*
8001 Zürich. Erscheint dreimal pro Jahr. Einzelpreis
Fr. 25.-, Abonnement für drei Ausgaben pro Jahr
Fr. 60.-.

«*Kunst + Architektur in der Schweiz*», c/o Gesell-
schaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Pavillon-
weg 2, 3001 Bern. Erscheint viermal pro Jahr.
Einzelpreis Fr. 25.-, Abonnement für vier Ausgaben
pro Jahr Fr. 80.-.